



JOHN BROOKS

Das Auto  
steht an  
der Brücke  
Es tut  
mir leid

Ein Vater versucht, den Selbstmord  
seiner Tochter zu verstehen

**BELTZ**

# EINS

Wegen des Feiertags zum Gedenken an Martin Luther King am Montag begann die Schule erst wieder am Dienstag, den 29. Januar. Es war ein düsterer, stürmischer und nasskalter Morgen; eine für die Bay Area rund um San Francisco im Winter typische Wetterlage. Mein Wecker läutete um sechs Uhr, aber ich war viel zu träge, um gleich aufzustehen. Lieber kuschelte ich mich noch mal unter die dicke Daunendecke, zumal ich ziemlich unruhig geschlafen hatte. Ich öffnete ein Auge und blinzelte herum, doch ohne Brille konnte ich Erika neben mir nur als verschwommene Gestalt wahrnehmen. Sie schlief noch ganz fest, ihre dunklen, schulterlangen Haare lagen wirr durcheinander, ihr Gesicht tief in ihrem hypoallergenen Kissen versunken. Wegen ihrer verstopften Nase röchelte sie ein bisschen, aber völlig gleichmäßig.

Ich schloss die Augen und rollte mich auf die andere Seite. Eine halbe Stunde wollte ich mir noch gönnen, dann musste ich aber wirklich aufstehen. Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann versank ich schon in einem Minitraum und befand mich in einem alten Herrenhaus oder einer Art Schloss in einem Gewirr von Fluren und Gängen, wo ich versuchte, den Ausgang zu finden; ich wollte raus da und nach Hause. Deswegen probierte ich viele dieser Korridore aus, verhedderte mich aber immer mehr. Ich wollte um Hilfe rufen, brachte aber keinen Ton heraus.

Dann öffnete ich blinzelnd die Augen.

Ich schielte zu der rötlich schimmernden Zeitanzeige auf dem Display des Weckers. Inzwischen war es 6 Uhr 35 und ich war schon spät dran. Ich richtete mich im Bett auf, setzte die Brille auf und sah mich im Raum um. Igor, unser Hund, war in erster Linie an seinen ausgestreckten Beinen vor dem Bett zu erkennen. Die sehnigen Hinterläufe des Windhundes lagen auf seiner Liegematte, aber die Vorderläufe und der schlanke Kopf ragten auf den Boden vor. Er öffnete eines seiner beiden Augen und verfolgte jede meiner Bewegungen, während ich allmählich zu mir kam. Mit seiner langen, spitzen Schnauze, den weichen, knuffigen Ohren und seinem staunenden Blick wirkte er immer freundlich und aufmerksam.

Wir hatten Igor in unserem Schlafzimmer einquartiert, weil Casey in ihrem Zimmer allein bleiben sollte. Während der vergangenen Tage war zwischen uns immer wieder ein hässlicher Streit aufgeflammt, was uns allen schwer zu schaffen machte. Schon die ganze letzte Woche über hatten wir sie wegen ihres völlig respektlosen Verhaltens auf ihr Zimmer verbannt, denn sie hatte fast nur noch die übelsten Kraftausdrücke von sich gegeben; ständig mussten wir uns ihre Beschimpfungen anhören. Eine dieser Machtproben zwischen einem zornigen Teenager und seinen Eltern, wie sie häufig vorkommen.

Ich verließ das Schlafzimmer und ging die Treppe in die Diele hinunter, von wo aus sich linker Hand unser Wohnbereich auftrat: Wie in einem großen Loft gingen hier Wohnen, Essen und Kochen ineinander über. Wenn man die Treppe hinunterkam, lag die Diele wie ein T vor einem. Am oberen linken Ende des T zweigte mein Arbeitszimmer ab, nach rechts ging es in Caseys Zimmer mit eigenem Bad. Dort, wo die beiden Trakte zusammenstießen, hing ein riesiges Keith-Haring-Poster mit seinen typischen, von Graffiti inspirierten Strichmännchen-Figuren.

Normalerweise biege ich morgens als Erstes nach links Richtung Küchenzeile ab, aber heute ging ich gleich zu Caseys Zimmer und blieb vor der Tür stehen, beziehungsweise vor dem, was davon übrig geblieben war. Seit ihrer Kindheit hatte Casey an regelrechten Tobsuchtsanfällen gelitten und rastete beim geringsten Anlass aus. Ein regelmäßiges Opfer ihres Schreiens, Wütens und Tobens war jene Tür, auf die sie erbarmungslos eindrosch, bis diese im wahrsten Sinne des Wortes aus den Fugen gegangen war. Ich hatte mir geschworen, die Tür erst dann zu ersetzen, wenn Casey aufs College ging; in einem Dreivierteljahr, im September, sollte es so weit sein.

Ich horchte an der Tür und konnte von drinnen ein wenig Musik hören. Es klang schwach und blechern wie aus dem Lautsprecher eines Kinderspielzeugs. Vorsichtig klopfte ich an. Sollte ich es ihr durchgehen lassen, dass sie am Ende zu spät in die Schule kam, was nur für zusätzlichen Ärger sorgen würde? Auf keinen Fall. Das wollte ich mir sparen, die angespannte Situation auch noch dadurch aufzuheizen, dass Casey sich aus reinem Trotz verspätete. In Redwood High begann der Unterricht um acht Uhr. Wenn Casey jetzt aufstand, konnte ich sie ohne Weiteres auf meinem Weg zur Arbeit dort absetzen.

»Casey? Bist du schon auf?«

Keine Antwort.

Ich öffnete die Tür einen Spalt weit und spähte ins Zimmer. Der abgedunkelte Raum wirkte auf den ersten Blick vergleichsweise aufgeräumt. Natürlich war der blaugraue Teppichboden wie üblich übersät mit allerlei Flecken von Essensresten, übergeschwapptem Kaffee und Spuren von Igor. Aber Caseys Klammotten lagen ordentlich zusammengefaltet auf dem kreisrunden Rattanstuhl in der Ecke und ihr Bett war gemacht.

Der Radiowecker auf dem Nachttisch war auf den örtlichen

Hip-Hop-Sender eingestellt. Der nervtötende Beat des ewigen Gangster-Rap ratterte leise aus dem kleinen, billigen Plastiklautsprecher. Die rötliche Zeitanzeige blinkte immer wieder auf 5:00. Das war merkwürdig. Was sollte sie um fünf Uhr früh vorgehabt haben?

Mich beschlich ein komisches Gefühl. Als Erstes schaltete ich das Radio ab und ging quer durchs Erdgeschoss in unseren Wohnbereich. Als ich gestern Abend ins Bett ging, hatte Casey auf der roten Ledercouch gelümmelt, America's Next Top Model geschaut und gleichzeitig mit einer sonderbaren wütenden Inbrunst auf ihren Laptop eingehämmert; wahrscheinlich chattete sie mit einer Freundin. Jetzt, in der grauen Dämmerung dieses Wintermorgens, fand ich das Sofa leer. Die Fernbedienung lag auf dem Fußboden, auf dem Couchtisch stand eine offene Dose Diät-Limo, wie immer ohne Untersetzer.

Als Nächstes sah ich in meinem Arbeitszimmer nach. Manchmal war Casey dort auf dem Futonbett eingeschlafen. Fehlangeige.

Nun war ich doch beunruhigt und mein Herz schlug schneller. Ich lief zurück und quer durch unseren Wohnbereich zur Haustür. Die Straße vor dem Haus lag immer noch im Dunkeln, obwohl man im Licht der Straßenbeleuchtung erkennen konnte, dass es geregnet hatte; die Fahrbahn war noch nass. Hier hatte ich am Abend zuvor den Saab abgestellt.

Er war nicht mehr da.

Ich war instinktiv sehr verärgert. Wie sollte ich nun zur Arbeit kommen? Erika benötigte nämlich unser Familienauto, um ihrerseits zur Arbeit zu kommen. Erst nach dieser unwillkürlichen Reaktion dämmerte es mir, was diese Art von Caseys Verschwinden bedeuten könnte, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Zwar war es durchaus nicht ungewöhnlich, dass Casey plötzlich

nach draußen stürmte und in der Nachbarschaft herumstrich, um eine Zigarette zu rauchen, oder mit ihren Freunden via Handy ablästerte. Aber so etwas war noch nie vorgekommen. Noch nie war Casey so früh aufgestanden und sie hatte auch noch nie meinen Wagen genommen.

Ich rannte zurück in ihr Zimmer. Im Dämmerlicht dort fiel mir ein Spiralblock mit dickem weißem Pergamentpapier ins Auge, wie man es für Aquarelle benutzt. Obenauf hatte Casey in ihrer winzigen, aber präzise lesbaren Handschrift mit den leicht von links nach rechts abfallenden Zeilen, wie es für Linkshänder typisch ist, mit grüner Tinte eine kurze Nachricht hinterlassen:

### **Das Auto steht an der Brücke. Es tut mir leid**

Ich erstarrte, als ich das Wort »Brücke« las. Ich konnte es regelrecht spüren, wie ich bleich wurde, und es verschlug mir fast den Atem.

Ich lief in unser Schlafzimmer hinauf. Erika war unter der Bettdecke und einem Haufen Kissen fast nicht zu erkennen. Sacht rüttelte ich an ihrem Arm. »Darling, wach auf.« Ich musste mich zusammenreißen, um nicht zu panisch zu klingen. »Mit Casey stimmt etwas nicht.«

»Wie? Was ist denn los?« Erika hob den Kopf; sie wirkte sowohl verwirrt als auch erschrocken. Sie hatte ein T-Shirt und Pyjamahosen an und trug Bettsöckchen, denn sie hatte immer kalte Füße.

»Sie ist nicht in ihrem Zimmer und der Wagen ist weg.«

Erika stieß die Bettdecke von sich und tastete auf dem Nachttisch nach ihrer Brille. Igor sprang von seiner Hundematte auf, stand mit zitternden Flanken da und beobachtete uns mit ängstlichem Blick.

»Vielleicht ist sie bei einer Freundin«, meinte Erika und war noch dabei, die Bedeutung meiner Worte vollends zu erfassen.

»Darling, das hier hat sie dagelassen.« Meine Hand zitterte, als ich ihr den Zettel gab.

»Um Himmels willen! Das kann doch nicht wahr sein!« Erikas Gesicht spiegelte blankes Entsetzen. Ich griff nach dem Telefonhörer auf dem Nachttisch. Inzwischen war es 6 Uhr 40. Vor zehn Minuten war ich aufgestanden.

»Neun-eins-eins, Notfalltelefon. Was für ein Problem haben Sie?«

Hastig spuckte ich die Worte aus.

»Mein Name ist John Brooks. Ich wohne in Tiburon, Claire Way Nummer fünfzehn. Meine Tochter Casey ist verschwunden. Sie hat eine Nachricht hinterlassen, auf der steht, dass sie meinen Wagen auf dem Parkplatz an der Golden Gate Bridge abstellt.«

»Okay, Sir. Bitte beruhigen Sie sich. Um was für einen Wagen handelt es sich?«

»Ein roter Saab 9-3, Baujahr 1999.«

»Der Parkplatz an der Golden Gate Bridge, sagten Sie?«

»Ja. Ich denke, sie meinte den Parkplatz in Fahrtrichtung Süden am Ufer von Marin County.«

»Können Sie mir eine Beschreibung Ihrer Tochter geben? Wissen Sie, was sie anhatte?«

»Sie ist siebzehn Jahre alt, ungefähr eins fünfundsechzig groß, schlank und hat schulterlange, braune Haare. Was sie angehabt hat, weiß ich nicht.«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen, Sir?«

Mir kam wieder der Anblick von gestern Abend in den Sinn, wie Casey auf dem Sofa lümmelte und mich, so gut es ging, ignorierte.

Meine Güte – war das eine Reaktion auf unseren Streit am Wochenende?

»Bei uns zu Hause, gegen halb elf gestern Abend.«

»In Ordnung, Sir. Sie sollten jetzt bleiben, wo Sie sind. Ein Beamter wird in wenigen Minuten bei der Brücke sein. Wir setzen uns mit der Golden Gate Bridge Patrol in Verbindung, außerdem mit der California Highway Patrol CHP, um den Standort Ihres Fahrzeugs ausfindig zu machen.«

Ich legte auf, fassungslos und irgendwie benommen. Erika und ich sahen einander ratlos an. Gleichzeitig waren wir voller Angst und unfähig, uns zu konzentrieren. Ich saß auf der Bettkante und starrte das Foto auf meiner Wäschekommode an. Es handelte sich um Caseys offizielles Schulfoto aus der achten Klasse. Sie trug ein weißes Cocktailkleidchen mit roten Säumen, was ihren nackten Hals und ihre Schultern betonte. Die Haare, damals blond, waren nach hinten gekämmt und Casey hatte ihre Zahnsperre abgenommen. Die haselnussbraunen Augen waren mit Mascara und Eyeliner umrahmt. Ihr Lächeln war ein bisschen schüchtern, aber auf mich wirkte sie umwerfend.

Denk lieber nach, verdammt!

Ich lief in Caseys Zimmer zurück, um nach ihrem Mobiltelefon zu suchen. Ihre Freunde oder Freundinnen würden sicher wissen, wo sie war. Aber es war erst Viertel vor sieben, zu früh, um bei einem von ihnen anzurufen. Sie wären garantiert stinksauer auf mich, wenn ich sie so früh aus dem Bett klingelte und wegen so etwas aufscheuchte, vor allem, wenn sich hinterher herausstellte, dass alles nur falscher Alarm war. Ich sah mich weiter in Caseys Zimmer um.

Ihr Telefon hatte sie offensichtlich mitgenommen, ebenso ihre Geldbörse und ihre kleine Handtasche; nicht die teure von Marc Jacobs, die wir letztes Jahr an ihrem siebzehnten Geburts-

tag gemeinsam in New York gekauft hatten, sondern die billige für den Alltag. Ich lief zurück ins Wohnzimmer. Erika hatte sich inzwischen Jeans und ein Sweatshirt angezogen und tigerte vor der Küchenzeile auf und ab.

»Darling, ich versuche jetzt als Erstes, Casey auf ihrem Handy zu erreichen.« Erika blickte mich völlig unfokussiert an.

Die Sprecherin auf der Mailbox sprach den Standardsatz »Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht für ...« – und dann kam Caseys eigene Stimme: »Quasey.« Das war der Spitzname, den ihre Freunde ihr verpasst hatten, in Anspielung auf Quasimodo, den Glöckner von Notre-Dame, und bezog sich auf Caseys nachlässige Körperhaltung; auch wenn die meisten jungen Leute genauso krumm durchs Leben gingen.

»Casey, hier ist Dad. Ich hoffe, du hast dein Handy bei dir. Wo steckst du? Wir haben deine Nachricht gefunden. Ruf mich bitte so schnell wie möglich zurück. Die Polizei sucht schon nach dir.« Ich hielt einen Moment inne. »Schatz, wir lieben dich.« Noch ein Moment des Innehaltens, dann drückte ich den Aus-Knopf. Mehr fiel mir nicht ein.

Um 6 Uhr 50 läutete es an der Haustür. Als ich öffnete, stand ein Polizist vor der Tür. Auf der Straße hinter ihm parkte sein blau-weiß lackiertes Einsatzfahrzeug. Ein junger Mann, Ende zwanzig, durchschnittlich groß, von kräftiger Statur, seine blonden Haare waren ziemlich kurz geschoren wie beim Militär. Igor tauchte auf und schnüffelte an der Uniformhose.

»Mr Brooks? Ich bin Officer Gilbreath.« Irgendwie kam er mir bekannt vor.

Im Wohnzimmer wiederholten Erika und ich in aller Kürze, was sich in den letzten zwanzig Minuten ereignet hatte. Die Miene des jungen Polizisten verdüsterte sich dabei. Er bat darum, einen Blick in Caseys Zimmer werfen zu dürfen. Ich führte ihn

hin und hoffte, dass er bei der ruinierten Tür nicht allzu genau hinschauen würde. Der Officer sah sich kurz im Zimmer um, fand aber anscheinend auch nichts, was weitergeholfen hätte. Aus seinem Funkgerät tönte eine kaum verständliche Stimme, auf die er gar nicht achtete.

»Officer, wissen Sie schon, was mit meinem Wagen an der Brücke los ist?«, fragte ich. Durch meinen Kopf schwirrten die unterschiedlichsten Gedanken. »Wir wollen unbedingt dorthin.«

Er überlegte einen Augenblick. »Okay. Wohnen Nachbarn oder Freunde von Ihnen in der Nähe, die ich kontaktieren kann?«

Ich deutete auf das Haus nebenan. »Dort wohnen Jerry und Laura. Normalerweise sind sie um diese Uhrzeit da.«

Ich musste noch mal ins Bad, bevor wir uns auf den Weg machten. Als ich mir rasch das Gesicht wusch, betrachtete ich mich im Spiegel. Wer mir da entgegenstarrte, sah aus wie jemand, der gerade aus einer psychiatrischen Anstalt ausgebrochen war – meine Haare waren so zerzaust, dass man meinen könnte, ich hätte eine Frankenstein-Perücke auf dem Kopf, dazu kamen meine blutunterlaufenen Augen und die geschwollenen Augenlider; jede kleine Schwachstelle wirkte überbetont. Zurück im Wohnbereich gab ich Gilbreath meine Mobilnummer, dann hasteten Erika und ich zur Haustür. Wir kletterten rasch in den Cherokee und machten uns auf die etwa zwölf Kilometer lange Fahrt über den Freeway 101 zur Golden Gate Bridge.

Mittlerweile war es 7 Uhr 10, wir befanden uns mitten in der morgendlichen Rushhour. Während der Fahrt warf ich hin und wieder einen Seitenblick auf die anderen Leute in ihren BMWs, Mercedes und Jaguars um uns herum. Die übliche morgendliche Fahrt zur Arbeit nach San Francisco. Den ausdruckslosen Mienen der Leute zufolge war alles so wie immer.

Das verschaffte mir für einen Moment ein Gefühl der Er-

leichterung. Wahrscheinlich war Casey zu irgendwelchen Freunden gefahren und würde bald wieder auftauchen oder sich melden und sich dafür entschuldigen, dass sie das Auto genommen hatte. Oder sie hatte einfach die verrückte Idee, zur Brücke zu fahren, und war inzwischen schon auf dem Weg zurück.

Wir fuhren aus dem Waldo-Tunnel heraus, der durch den schmalen Höhenzug der Marine Headlands führte, und sahen die Brücke vor uns liegen. Der untere Teil war in dichten Nebel gehüllt, sodass man die Bucht und die Innenstadt im Hintergrund nur erahnen konnte – ein Anblick wie auf jedem x-beliebigen Tourismusplakat von San Francisco. Normalerweise war diese Aussicht das Highlight meiner morgendlichen Fahrt hinüber in San Franciscos Bankenviertel in der Innenstadt. Aber an diesem Wintermorgen wirkte die in Nebel gehüllte Brücke kalt und bedrohlich.

Wir bogen um 7 Uhr 20 auf den Parkplatz am Nordende der Brücke ein – und da stand er auch schon, mein dunkelroter Saab; daneben ein schwarz lackierter Einsatzwagen der California Highway Patrol mit laufendem Motor. Verblüfft starrten wir beide auf den Saab und das Polizeiauto, als ich den Motor abstellte. Casey war tatsächlich zur Brücke gefahren.

Erika und ich stiegen aus. Der Mann von der Highway Patrol stieg ebenfalls aus seinem Wagen. »Mr und Mrs Brooks? Ich bin Inspector Shipman.«

Meine Gedanken überschlugen sich. »Inspector, wissen Sie, ob jemand meine Tochter gesehen hat?«

»Ich bin seit etwa zwanzig Minuten hier«, antwortete Shipman. »Da war die Motorhaube noch warm, also steht Ihr Wagen noch nicht so lange hier.«

»Wird schon etwas unternommen?« Erikas Stimmlage war ungewöhnlich hoch, sie klang sehr gepresst.

Shipman blieb ruhig und gelassen, fast geschäftsmäßig. »Mrs Brooks, wir haben eine allgemeine Fahndungsausschreibung nach einer jugendlichen Person rausgeschickt. Die US Park Police, die Küstenwache, die Brückenüberwachung und die CHP sind alle informiert und angewiesen, nach Ihrer Tochter Ausschau zu halten.«

Die Türen des Saab waren verschlossen, also öffnete ich sie als Erstes mit meiner Fernbedienung. Caseys brandneues iPhone – ein Weihnachtsgeschenk von meiner Mutter – und ein Feuerzeug lagen auf dem Beifahrersitz. Ein Päckchen Camel Lights steckte in der Mittelkonsole. Caseys Raucherei war mir immer schon auf die Nerven gegangen.

Ihre kleine Handtasche lag auf dem Wagenboden vor dem Beifahrersitz. Ich stülpte sie um und leerte den kompletten Inhalt kurzerhand auf den Sitz. Da lagen ihre Geldbörse, Make-up, ein Lippenstift, Kleenex, eine Packung Orbit-Kaugummi, einige unbeschriebene Notizzettel, Streichhölzer, ein wenig Kleingeld – nichts, was uns im Moment hätte weiterhelfen können. Genau der gleiche Befund beim Blick in den Kofferraum.

Ich griff nach Caseys iPhone und tippte auf Kontakte. Einige ihrer Freunde kannte ich vom Sehen, auch wenn wir nie mehr als »Hallo« oder »Wiederseh« ausgetauscht hatten, wenn sie durchs Haus in ihr Zimmer flitzten. Wir hatten strikte Anweisung von ihr, uns niemals mit ihren Freunden zu unterhalten.

Im Telefonprotokoll entdeckte ich unter den zuletzt gewählten Nummern den Namen ihres Freundes Max. Er war ein großer, spindeldürrer Junge mit wilden Locken. Die beiden waren Freunde seit dem Kindergarten. Mit einem Anflug von Wut drückte ich mit dem Daumen auf das Glas über seinem Namen. Als eine Verbindung zustande kam, sprang am anderen Ende nur die Voicemail an.

Als Nächstes auf der Liste fiel mir Julian ins Auge, ein netter junger Mann, eher zierlich, aber irgendwie sympathisch und attraktiv. Casey und er waren dicke Freunde und verbrachten viel Zeit zusammen. Casey ging oft zu Julian hinüber, wenn sie einen ihrer Ausraster gehabt hatte und wieder runterkommen wollte.

»Hey, Casey, alles klar bei dir?« Er schien hellwach, als ob er schon unterwegs zur Schule wäre.

»Julian, hier spricht John, der Vater von Casey. Hör mal, Casey ist heute früh verschwunden. Sie ist mit dem Auto zur Golden Gate gefahren. Dort bin ich gerade und wir haben den Wagen gefunden, aber keine Spur von Casey. Hast du eine Ahnung, wo sie sein könnte?«

Einen Moment lang herrschte Stille in der Leitung. Als Julian antwortete, war sein lockerer Ton verschwunden: »Echt? ... Nee, tut mir leid. Da hab ich echt keine Ahnung. Was is'n eigentlich los?«

»Vielen Dank, Julian. Ich muss jetzt leider auflegen.«

Verdammt! Verdammt! Verdammt!

Mein BlackBerry klingelte. »Mr Brooks, hier spricht Officer Gilbreath. Wir benötigen Sie umgehend bei Ihnen daheim ... Am besten sofort, bitte.«

Ohne weiter nachzudenken oder weiter nachzufragen, warum wir nach Hause kommen sollten, erwiderte ich: »Okay, wir sind in zehn Minuten da.« Seiner Stimme hatte ich nicht entnehmen können, ob uns dort gute oder schlechte Neuigkeiten erwarteten. Ich versuchte es mit einer optimistischen Deutung. Er hatte weiter nichts gesagt. Vielleicht war es doch nicht das, was ich befürchtete.

Während der Rückfahrt herrschte angespannte Stille im Wagen. Erika umklammerte ihre kleine Handtasche so fest, dass die

Knöchel weiß hervortraten. Als wir an unserem Haus vorfuhren, stand dort ein zweiter blau-weißer Polizeiwagen.

Im Haus trafen wir auf eine ganze Menge Leute. Zu Officer Gilbreath war noch ein zweiter Polizist gestoßen, der offenbar ranghöher war und sich als Sergeant Hayes vorstellte. Beide standen in etwas steifer Haltung mitten im Wohnbereich und ließen uns nicht aus den Augen. Ihnen zur Seite standen Jerry und Laura, unsere Nachbarn, sodass die ganze Gruppe einen Halbkreis bildete. Alle wirkten bedrückt, was nichts Gutes verheiß.

Gilbreath forderte uns mit einer Handbewegung zum Hinsetzen auf. Erika setzte sich neben Laura auf das Sofa, ich auf die Seite, wo Jerry stand. Mir war ein wenig schwindlig. Von den Menschen um mich herum fühlte ich mich isoliert, als wären sie Figuren auf einer Kinoleinwand.

Die hellgelbe Farbe, in der die Wände des Wohnbereichs gestrichen waren, fing auf angenehme Weise das bisschen Sonnenlicht ein, das durch die Wolken drang. Die Kamineinfassung in der Ecke hatte Erika vor vielen Jahren mit Ahornblättern in bunten Herbstfarben bemalt. Hinter den beiden Polizeibeamten ragte unsere Regalwand empor, voll mit Büchern, Familienfotos und dem Flachbildfernseher mittendrin.

Gilbreaths Hand zitterte kaum merklich, als er auf sein Tablet schaute und seine Mitteilung machte. Demnach hatte er sich bei der Golden Gate Bridge Patrol, der ausschließlich für die Überwachung und Sicherheit auf der Brücke zuständigen Stelle, erkundigt. Dort war mit Überwachungskameras aufgezeichnet worden, wie um 6 Uhr 15 ein dunkelfarbiger Saab auf den Parkplatz Dillingham einbog. Aus dem Wagen sei eine weibliche Person im Jogginganzug ausgestiegen, die zum Fußgängerweg auf der Unterseite der Brücke ging, einem beliebten Ziel für Läufer, Spaziergänger und Touristen, da man von dort aus einen

atemberaubenden Blick auf die ganze San Francisco Bay und die Stadt hat.

Ohne mit der Wimper zu zucken, hielt ich den Blick fest auf Gilbreath gerichtet, der immer noch sprach. Ich merkte, wie ich kurzatmig wurde und mein Puls hochging. Meine Autoschlüssel glitten mir aus der Hand.

»Es war zu sehen, wie die weibliche Person im Gehen eine Zigarette rauchte. Kurz vor dem Parkplatz Vista Point machte sie sie aus. Dann joggte sie auf den Fußgängerweg der Brücke und blieb in der Mitte stehen.« Gilbreath räusperte sich und sah auf. Unsere Blicke kreuzten sich, dann schaute er wieder auf sein Tablet. »Die Person kletterte über die ein Meter zwanzig hohe Brüstung auf eine kleine Wartungsplattform. Auf dieser Plattform verharrte sie für zehn bis fünfzehn Sekunden. Dann sprang sie.«

Es muss etwa 6 Uhr 40 gewesen sein, als Casey diesen Schritt machte, praktisch zur gleichen Zeit, als ich 911 anrief. Die Schlüssel des Saab hatte sie auf der Brüstung abgelegt.

## ZWEI

**K**atarina war sechsunddreißig Jahre alt, unverheiratet und schwanger. Und hatte bereits zwei Kinder, mit denen sie bei ihren Eltern lebte, ungefähr 250 Kilometer nördlich von Warschau im Gebiet der Masurischen Seenplatte, das auch als »Sommerhauptstadt Polens« bezeichnet wird.

Am Abend des 3. Mai 1990 setzten bei Katarina die Wehen ein – sechs Wochen zu früh. Ihr Vater packte sie ins Auto und brachte sie ins nahe gelegene Krankenhaus von Giżycko. Ihre Mutter blieb mit den beiden Kindern zu Hause. Gleich nach der Ankunft in der Notaufnahme kam Katarina mit einem kleinen, schwächlichen Baby nieder, einem Mädchen, das nur drei Pfund wog und kaum selbstständig atmen konnte, denn die Lungen waren noch nicht voll entwickelt. Eine Krankenschwester legte das Neugeborene rasch in den Brutkasten.

Unmittelbar danach erkannte der Arzt, dass noch ein Zwillingssbaby im Mutterleib steckte, das allerdings tot war.

Das kleine Mädchen im Brutkasten erhielt den Namen Joanna. Es blieb dort zwei Monate lang ohne jede menschliche Berührung, Zärtlichkeit oder Kommunikation, bis es aus eigener Kraft atmen konnte. Katarina war inzwischen von ihren Eltern überredet worden, dieses Kind zur Adoption freizugeben, und erklärte sich mit dem Verzicht auf ihre Elternrechte einverstanden.

Sobald Joanna außerhalb des Brutkastens leben konnte, wur-

de sie dem Dom Dziecka, dem staatlichen Waisenhaus in der nahe gelegenen Stadt Mragowo, übergeben. Dies blieb im ersten Lebensjahr des Babys sein Zuhause.

# DREI

Im Juli 1991 quetschte ich meine eins achtundachtzig in einen etwas schmutzigen roten Nissan, mit dem wir zu eben jenem Waisenhaus fuhren. Zu dieser Zeit herrschte in Polen eine Hitzewelle. In dem Nissan gab es keine Klimaanlage und nicht einmal Sicherheitsgurte. Ganz zu schweigen von Beinfreiheit. Erika saß neben mir, schweißbedeckt wegen der drückenden Hitze.

Renata, unsere polnische Anwältin, die wir für die Adoption engagiert hatten, saß vorn auf dem Beifahrersitz. Sie war Anfang oder Mitte vierzig, wirkte aber wegen der dunklen Ringe um ihre Augen ein wenig älter. Trotzdem war sie immer noch eine attraktive, schlanke Frau mit dunkelblonden, schulterlangen Haaren. Marian, ihr Mann, saß am Steuer. Er schien als eine Art Mädchen für alles zu fungieren: Fahrer, Bürovorsteher, Anwaltsgehilfe. Wegen seiner drahtigen Statur und seines kantigen Gesichts erinnerte er mich an typische Anwaltsdarsteller aus amerikanischen Fernsehserien der Achtzigerjahre.

Er war früher sogar Richter gewesen, aber diese Laufbahn hatte er aufgegeben, als Renatas Familienrechtspraxis mit ihrem Schwerpunkt auf Adoptionen sich als ausgesprochen lukrativ erwies. Pro Fall konnte sie bis zu 15 000 Dollar Honorar verdienen, während sich Marians Richtergehalt auf umgerechnet 150 Dollar im Monat belief. Trotz unserer spürbaren Anspannung waren beide ausgesprochen freundlich, entspannt und verhielten

sich absolut professionell. Offenbar waren sie gewöhnt an den häufigen Umgang mit zukünftigen Adoptiveltern aus dem Westen, die unter Jetlag und Nervosität litten.

Vorangegangen war eine Geschichte, die so oder so ähnlich vielen Paaren passiert. Rund zwei Jahre lang hatten wir mit aufwendigen Fruchtbarkeitstests, Hormonspritzen und genau auf den Eisprung getimtem Sex experimentiert, bis Erika und ich uns eingestehen mussten, dass uns ein eigenes Kind aller Voraussicht nach verwehrt bleiben würde.

Wie wäre es also mit einer Adoption?

An einem eiskalten Januarabend gingen wir zu einer Informationsveranstaltung im Gemeindehaus der Unitarier ganz in der Nähe unseres damaligen Hauses in Simsbury im Bundesstaat Connecticut. Die Veranstaltung war für Paare mit Problemen wegen Unfruchtbarkeit, die nach Alternativen suchten. Wir hofften beide auf eine schnelle Lösung, aber die Realität sah etwas anders aus.

So erfuhren wir, dass die Wartelisten für eine normale Adoption durch eine Agentur in den USA so lang waren, dass man sich auf ungefähr zehn Jahre einstellen musste. Die andere Möglichkeit, eine Adoption unabhängig von einer Agentur durch einen Anwalt zu arrangieren, war nicht nur teuer, sondern auch mit dem Risiko verbunden, dass die leibliche Mutter es sich schließlich doch noch anders überlegte. Als weitere Alternative kam die Adoption eines ausländischen Kindes infrage, insbesondere wenn man bereit war, ein etwas älteres oder schwer erziehbares oder leicht behindertes Kind in Betracht zu ziehen; aber auch das war nicht ohne Risiken. So konnte man nie genau vorhersagen, wann und für wie lange sich ein »Adoptionsfenster« öffnete und wieder schloss. Das hing manchmal von den politischen

Umständen ab oder von der gerade herrschenden öffentlichen Meinung. Der gesamte Adoptionsprozess konnte leicht ein Jahr oder mehr in Anspruch nehmen und man musste damit rechnen, dass ein Kind, das man bereits ins Herz geschlossen hatte, am Ende doch im Waisenhaus bleiben musste. Außerdem beschränkte sich die Herkunftsliste auf vereinzelt Länder in Fernost, der Dritten Welt, dem ehemals kommunistischen Europa sowie Kolumbien, Guatemala und Äthiopien.

Nach dem Ende der Veranstaltung begaben wir uns beide ziemlich niedergeschlagen in Richtung Ausgang. Vor meinem inneren Auge sah ich bereits das typische Leben von Kinderlosen, die sich ersatzweise hauptsächlich um ihre Karriere und irgendwelche Nichten oder Neffen kümmern, ansonsten ihre Hobbys pflegen, Hunde oder Katzen halten oder eine Reise nach der anderen unternehmen. Auf dem Weg fiel mein Blick zufällig auf die Broschüre einer gemeinnützigen Organisation – ein Wort sprang mir sofort ins Auge: »Polen« stand da auf der Liste der Partnerländer.

Erikas Familie stammte aus Polen. Vielleicht war das unsere Chance.

Der Kontakt zu Renata hatte sich eher zufällig über die Adoptionsagentur in Connecticut ergeben, bei der wir registriert waren. Ein Paar aus New Haven, die Klienten von Renata waren, hatte erst kürzlich ein zwei Jahre altes Mädchen aus Polen adoptiert. Renata war keineswegs sofort bereit, uns als Klienten anzunehmen. Zum einen hatte sie bereits sehr viele Fälle zu bearbeiten, zum anderen rechnete sie bei gleich zwei amerikanischen Anwärtern mit einigem Widerstand der Behörden. Den Polen war sehr daran gelegen, polnische Waisenkinder in polnische Familien zu geben. Allerdings übertraf in diesem kon-

servativen, katholisch geprägten Land die Zahl der Waisenkinder die der aufnahmebereiten Adoptiveltern um einiges. Zwei amerikanische Eltern waren also besser als gar keine Adoptiveltern.

Erika verfolgte die Sache beharrlich. In langen nächtlichen Telefongesprächen erzählte sie Renata von der Jugend ihrer Eltern im besetzten Polen. Sie waren Teenager, besuchten das Gymnasium und hatten große Zukunftspläne, als die Nazis – und anschließend die Russen – ihr Land besetzten. Geschützlärm und die Allgegenwart bewaffneter Soldaten wurden alltäglich. Man musste sich daran gewöhnen, selbst wegen banaler Dinge wie des Überquerens der Straße, um beim Metzger einkaufen zu gehen, mit Soldaten zu verhandeln, die oft rein willkürlich entschieden. Ein Bruder aus den Familien verschwand zunächst spurlos und tauchte dann in England wieder auf. In gebrochenem Polnisch fasste Erika das Schicksal ihrer Familie folgendermaßen zusammen:

»Meine Eltern mussten zusehen, wie ihr Land von Deutschen und Russen aufgeteilt wurde. Sie ergriffen die erste sich bietende Gelegenheit, um mit dem Schiff nach Amerika zu fahren. Dort ließen sie sich in Detroit nieder, wo mein Vater ein gutes Auskommen fand, indem er Werbezeit bei Radiosendern verkaufte.«

Vielleicht war Renata von dieser Familiengeschichte beeindruckt oder von der Art und Weise, wie Erika sich bemühte, die schwierige polnische Sprache zu meistern. Ihre Eltern hatten stets darauf bestanden, dass sie diese Sprache schon als Kind lernte, statt sich mit dem einfacheren Englisch zu begnügen. Schließlich spielte Erika unsere Trumpfkarte aus – darauf hatten wir uns verständigt, falls uns das ermöglichte, schneller an eine Adoption zu kommen und damit die jahrelange Wartezeit abzukürzen, mit der ansonsten zu rechnen war.

»Wir wären auch bereit, ein Problemkind anzunehmen.«